

Martin Teising, Arne Burchartz (Hg.)
Die Illusion grenzenloser Verfügbarkeit

In der Reihe PSYCHE UND GESELLSCHAFT sind bisher unter anderem folgende Titel erschienen:

- Sascha Klotzbücher:** Lange Schatten der Kulturrevolution. Eine transgenerationale Sicht auf Politik und Emotion in der Volksrepublik China. 2019.
- Oliver Decker, Christoph Türcke (Hg.):** Ritual. Kritische Theorie und Psychoanalytische Praxis. 2019.
- Oliver Decker, Christoph Türcke (Hg.):** Autoritarismus. Kritische Theorie und Psychoanalytische Praxis. 2019.
- Rolf Haubl, Hans-Jürgen Wirth (Hg.):** Grenzerfahrungen. Migration, Flucht, Vertreibung und die deutschen Verhältnisse. 2019.
- Caroline Fetscher:** Das Paddock-Puzzle. Zur Psychologie der Amoktat von Las Vegas. 2021.
- Johann August Schüle:** Psychoanalyse als gesellschaftliche Institution. Soziologische Betrachtungen. 2021.
- Steffen Elsner, Charlotte Höcker, Susan Winter, Oliver Decker, Christoph Türcke (Hg.):** Enhancement. Kritische Theorie und Psychoanalytische Praxis. 2021.
- Florian Bossert:** Viraler Angriff auf fragile Subjekte. Eine Psychoanalyse der Denkfähigkeit in der Pandemie. 2022.
- Klaus Ottomeyer:** Angst und Politik. Sozialpsychologische Betrachtungen zum Umgang mit Bedrohungen. 2022.
- Carlo Strenger:** Die Angst vor der Bedeutungslosigkeit. Das Leben in der globalisierten Welt sinnvoll gestalten. 2. Aufl. 2022.
- Hans-Jürgen Wirth:** Gefühle machen Politik. Populismus, Ressentiments und die Chancen der Verletzlichkeit. 2022.
- Vera King:** Sozioanalyse – Zur Psychoanalyse des Sozialen mit Pierre Bourdieu. 2022.
- Daniel Burghardt, Moritz Krebs (Hg.):** Verletzungspotenziale. 2022.
- Florian Hessel, Pradeep Chakkarath, Mischa Luy (Hg.):** Verschwörungsdenken. 2022.
- Caroline Fetscher:** Tröstliche Tropen. Albert Schweitzer, Lambarene und die Westdeutschen nach 1945 (2 Bände). 2023.

PSYCHE UND GESELLSCHAFT
HERAUSGEGEBEN VON JOHANN AUGUST SCHÜLEIN
UND HANS-JÜRGEN WIRTH

Martin Teising, Arne Burchartz (Hg.)

Die Illusion grenzenloser Verfügbarkeit

**Über die Bedeutung von Grenzen
für Psyche und Gesellschaft**

Mit einem Geleitwort von Christoph Türcke

Mit Beiträgen von Bernd Ahrbeck,
Josef Christian Aigner, David Bell, Heribert Blass,
Arne Burchartz, Frank Dammasch, Hans Hopf,
Heribert Kellnhöfer, Vera King, Hans-Geert Metzger,
Martin Teising, Sally Weintrobe, Jean-Pierre Wils,
Hans-Jürgen Wirth und Achim Würker

Psychozial-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe

© 2023 Psychosozial-Verlag GmbH & Co. KG, Gießen

info@psychosozial-verlag.de

www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form

(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert

oder unter Verwendung elektronischer Systeme

verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: © Cristina Conti/AdobeStock

Umschlaggestaltung und Innenlayout nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar

ISBN 978-3-8379-3260-7 (Print)

ISBN 978-3-8379-6118-8 (E-Book-PDF)

Inhalt

Geleitwort <i>Christoph Türcke</i>	9
Vorwort <i>Martin Teising & Arne Burchartz</i>	13
In der Grenzenlosigkeit Anmerkungen zu einer halbierten Anthropologie <i>Jean-Pierre Wils</i>	19
Die Kontaktschranke, eine Metapher aus der Psychoanalyse Zum Verständnis von Grenzen und Entgrenzungen im körperlichen, psychischen, sozialen und politischen Sinn <i>Martin Teising</i>	29
Narzissmus und Verletzlichkeit Zwischen Gotteskomplex und selbstreflexivem Selbst <i>Hans-Jürgen Wirth</i>	39
Vom Prothesengott zum Schöpfergott? Zur Kulturkritik menschlicher Grenzenlosigkeit und Selbstschöpfung <i>Josef Christian Aigner</i>	59
Transgender: Versuch einer Ortsbestimmung zwischen seelischem Konflikt und politischem Programm <i>Heribert Blass</i>	77

Adoleszente Identitätsbildung in Zeiten des Selbstoptimierungszwanges	99
<i>Arne Burchartz</i>	
Gender, Utopie und die Bedeutung der Urszene	125
<i>Hans-Geert Metzger</i>	
Toxische Männlichkeit – Kampfbegriff oder psychoanalytisch erklärbare Persönlichkeitsstörung?	139
<i>Hans Hopf</i>	
Sprache und Macht	165
Psychoanalytisch-symboltheoretische Hypothesen zur Problematik identitätspolitischer Sprachnormierungen	
<i>Achim Würker</i>	
Möglichkeitsräume für das Denken über Geschlechts- und Körperdysphorie mit Adoleszenten	187
Werkstattgespräch mit einem Gruppenpsychotherapeuten	
<i>Heribert Kellnhofer & Frank Dammasch</i>	
»Ändern Sie nicht Ihre Einstellungen«	207
Anmerkungen zur Behandlung von Kindern und Jugendlichen mit Geschlechtsdysphorie in Großbritannien	
<i>David Bell</i>	
Inklusive Illusionen	231
<i>Bernd Ahrbeck</i>	
Ewiger Aufbruch – unbegrenzte Verfügbarkeit	247
Zeitgenössische Illusionen im Umgang mit Vergänglichkeit und Generationenspannung	
<i>Vera King</i>	

Das Phantasma grenzenloser Autonomie am Beispiel der Diskussion um den assistierten Suizid	263
<i>Martin Teising</i>	
Klimakrise – von der Illusion zur Wahnvorstellung	279
Überlegungen zur zunehmenden Verrücktheit	
<i>Sally Weintrobe</i>	

Geleitwort

Christoph Türcke

Anscheinend ist die Natur das, was wir aus ihr machen. Zumindest hat der Homo sapiens sie nach seinen Wünschen hergerichtet wie keine Spezies zuvor: Wälder gerodet, Sümpfe trockengelegt, Dämme, Straßen, Häuser, Fahrzeuge und Automaten gebaut; seinen Körper mit Kleidung verhüllt, geschützt und geschmückt; seine Lebensdauer und -qualität durch chirurgische Eingriffe, Medikamente, Stützen, Prothesen, Implantate und Therapien aller Art drastisch erhöht. Auch die genetische Ausstattung von Pflanzen, Tieren und Menschen lässt sich verbessern. Man muss sich nur noch einigen, auf welche Zwecke hin.

Im Zuge dieser Erfolgsgeschichte hat sich auch das Verständnis von Krankheit gewandelt, für das es bis vor einigen Jahrzehnten einen festen naturbasierten Maßstab zu geben schien: einen gewissen allgemein akzeptierten altersgemäßen Durchschnitt der Stoffwechsel- und Reizverarbeitungstätigkeit, der körperlichen und geistigen Wahrnehmungs- und Bewegungsfähigkeit. Wer deutlich davon abwich, galt als krank. Nun wächst die Tendenz, Krankheit grundsätzlich umzudefinieren: aus einem physischen Defizit in einen Tatbestand sozialer Benachteiligung. Nicht bloß: Wer sozial benachteiligt ist, wird auch medizinisch schlechter behandelt. Sondern: Jemanden »krank« nennen, heißt ihn schlecht behandeln. Niemand ist von Natur aus krank. Krankhafte Stoffwechsel, Hormon- und Zellbildungsprozesse gibt es nicht; nur andersartige, die gewisser medizinischer Ernährungsumstellung und Chirurgie bedürfen. Körperliche Behinderung? Gibt es nicht. Im Prinzip kann jeder unbeschränkt am gesellschaftlichen Leben teilhaben. Die Paralympics zeigen es. Es müssen nur genügend helfende Materialien und Geräte zur Verfügung gestellt werden, gelegentlich auch Personen, die sie bedienen. Behindert ist, wem solche Hilfen vorenthalten werden. Geistige Behinderung? Gibt es nicht; nur verschiedene Weisen und Geschwindigkeiten kognitiv-affektiver Auffassung und Ver-

arbeitung sowie unzureichende pädagogische Förderung. Auch ein natürliches Geburtsgeschlecht gibt es nicht; nur ein bei Geburt zugewiesenes Geschlecht, das bei Bedarf jederzeit geändert werden kann. Und schon gar nicht ist Zweigeschlechtlichkeit eine Naturbedingung der Fortpflanzung, sondern lediglich ein heteronormatives Konstrukt. Natur an sich existiert nicht. Wenn sie überhaupt etwas ist, dann eine konturlose Knetmasse, die wir je nach Bedarf beliebig formen können, und wenn das nicht wunschgemäß geschieht, dann nur, weil ein bestimmter, vorwiegend patriarchaler Diskurs es verhindert.

Wer so denkt, macht die Rechnung ohne den Wirt. Menschen können die Natur nur deshalb so fulminant formen – »konstruieren« sagt man im Ingenieurszeitalter –, weil sie selber Naturwesen sind. Natürliche Nöte haben sie zu solcher Formung getrieben: Traumata, Ängste, Gebrechlichkeiten, Entbehrungen. Solche Erfahrungen von Naturgewalt lassen sich durch kulturelle Formung erheblich abmildern, aber nicht einfach ausradieren. Sie bleiben der Motor der Kultur. Kultur ist nicht ein Bereich neben der Natur, sondern deren Formung. Zwar ist es arg technizistisch, jedoch nicht einfach falsch, soziale Verhältnisse ebenso »Konstruktionen« zu nennen wie Geräte und Maschinen; allerdings nur, wenn man mitdenkt, dass sie *aus etwas* konstruiert sind. Sie haben eine Naturbasis. Materiallose Konstruktion wäre nicht einmal Konstruktion, sondern reine Erschaffung aus nichts: *creatio ex nihilo*. So hatte sich der Monotheismus Gott bei der Welterschöpfung gedacht. Aber Menschen bekommen das nicht hin. Sie sind Naturwesen.

Absurd, dass man eine solche Selbstverständlichkeit heutzutage derart nachdrücklich herausstreichen muss. Aber offenbar neigt die Hochtechnologie dazu, ihre natürliche Grundlage – die »Not des Lebens«, wie Freud sagte – auszublenden. Wer sie einblendet, wer die kapitale Naturverleugnung beim Namen nennt, die sich mit der Virtualisierung der gesamten Realität verbunden hat – als hätte das Internet ohne Halbleiter und Strom auch nur eine Sekunde Bestand –, der macht sich unbeliebt. Essentialismus wirft man ihm vor: ein befreiungs- und entwicklungsfeindliches Beharren auf unwandelbaren Essentials der gegebenen Realität. Als stünden wir noch am Beginn der Neuzeit. Wer damals von der Natur des Menschen sprach, wollte damit gewöhnlich die bestehende Weltordnung konservieren und sagen: Gott hat unsere Spezies in bestimmter Weise geschaffen. Ihre Grenzen liegen offen zutage. Wer sie wissenschaftlich-technisch zu verändern sucht, pfuscht Gott ins Handwerk. Wer heute die Grenzen

der Natur betont, tut das gewöhnlich, weil er gemerkt hat: Sie liegen *nicht* offen zutage. Kinder und Jugendliche müssen ständig Grenzerfahrungen machen, um ihre Grenzen kennenzulernen. Aber auch die erfahrensten Erwachsenen wissen nicht, wo die Grenzen des Wachstums liegen: sowohl die ihrer individuellen Leistungen wie auch die des globalen kapitalistischen Wirtschafts- und Ökosystems. Natur ist dehnbar, aber nur bis zu einem bestimmten Grad. Bis wohin genau, wird oft erst spürbar, wenn sie *überdehnt* wurde, wie an jeder Wirbelsäule ersichtlich. Das Vertrackte an Naturgrenzen ist, dass sie erst ganz offensichtlich werden, wenn sie überschritten sind. Man kann ihren exakten Verlauf nicht vorhersehen, aber man darf gewiss sein, dass sie existieren.

Das ist eine negative Gewissheit. Sie will nicht die bestehende Weltordnung konservieren, sondern verhindern, dass deren aktuelles Deregulierungs- und Digitalisierungsregime in den Wahn mündet, die ganze Natur sei nichts als unsere Konstruktion. Sie will keinen alten theologischen Schöpfungsglauben bewahren, sondern seiner Wiederkehr in konstruktivistischer Hightech-Montur wehren. Dazu ist die Rede von Natur unerlässlich. Sie tendiert heute zu einem Akt der Zivilcourage. Wer daran erinnert, dass Menschen Naturwesen sind, hat im Nu den Vorwurf des Sexismus, der Transfeindlichkeit und des Rassismus am Hals. Naturverleugnung ist eine der zentralen Wahnbildungen unserer Tage. Umso dankbarer bin ich, dass im vorliegenden Band eine Gruppe von Autorinnen und Autoren das Risiko eingegangen ist, sich der gründlichen kritischen Durchleuchtung dieses Wahns zu widmen und ein materialreiches, multiperspektivisches Bild seiner Entstehung und Folgen zu entwerfen. Möge dem Buch durchschlagende öffentliche Wahrnehmung zuteilwerden.

Biografische Notiz

Christoph Türcke, Prof. Dr., ist emeritierter Professor für Philosophie an der Hochschule für Grafik und Buchkunst in Leipzig und Autor. Er wurde 2009 mit dem Sigmund-Freud-Kulturpreis ausgezeichnet.

Vorwort

Menschliches Leben ist ohne Begrenzungen nicht vorstellbar. Sie bestehen in den Gesetzen der Natur, in der menschlichen körperlichen Konstitution, in der vom Menschen selbst hervorgebrachten Kultur, sie bestehen in physikalischen Gegebenheiten wie Raum und Zeit. Schließlich gibt es auch psychische Grenzen: Nach Sigmund Freud ist das Ich »nicht Herr im eigenen Haus«. Das Unbewusste erlaubt keine vollständige Beherrschung des Selbst, die Triebnatur des Menschen ist seiner Kontrolle nur zum Teil zugänglich, auch die sexuelle Reproduktion unterliegt Gesetzen, die zwar verleugnet, aber letztlich nicht beseitigt werden können.

Psychoanalytiker¹ unterstützen mit ihrer klinischen Tätigkeit ihre Patienten dabei, sich von belastenden inneren Konflikten und von einengenden Symptomen wie Zwängen, depressiven Selbstentwertungen sowie von den Folgen traumatischer Erlebnisse zu befreien und ihre Selbstbestimmung wesentlich zu erweitern. In den Behandlungen geht es aber auch darum einzusehen, dass es notwendig ist, eigene Grenzen anzuerkennen. Ohne diese Einsicht gibt es keine innere Freiheit.

Grenzen scheinen für den Menschen immer doppeldeutig zu sein. Einerseits geben sie Orientierung und Halt, ordnen Wahrnehmen und Verhalten und helfen, das »Fragmentarische von Welt und Leben« (Heine) zusammenzufügen und einen Sinn darin zu konstruieren. Andererseits stellen sie eine Einschränkung dar, die der Mensch als weitgehend instinktungebundenes Wesen nicht ohne Weiteres hinnehmen will und kann. Im Menschen scheint ein Drang, ein Wunsch wirksam zu sein, über sich selbst hinauszuwachsen, Grenzen zu verschieben, Spielräume und Möglichkeiten auszuweiten, Freiheiten zu erobern.

1 Den Autorinnen und Autoren dieses Bandes bleibt es überlassen, in ihren Beiträgen die geeignete Form zu finden, alle Varianten des Geschlechts einzubeziehen.

Waren die Grenzen sowohl gesellschaftlich als auch wissenschaftlich im Feudalismus noch weitgehend starr gesetzt und religiös abgesichert, so setzte mit dem »Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit«, der Aufklärung, ein ungeheurer Schub in Wissenschaft, Denken, Forschen und Erfinden ein. Die Expeditionen kühner Seefahrer und Entdeckungsreisender weiteten den Erkenntnishorizont über die Geografie, die Naturgesetze, die Ethnologie usw. in ungeahntem AusmaÙe aus, freilich nicht ohne Machtanspruch und wirtschaftliche Interessen. Das Maschinenzeitalter und mit ihm die Industrialisierung und Merkantilisierung fast aller Lebensbereiche brachte eine Vervielfältigung menschlicher Kräfte sowie eine Expansion wirtschaftlicher Produktivität mit sich. Aus der Furcht vor unkalkulierbaren Kräften der Natur wurde die Naturbeherrschung. Die Medizin relativierte manche Grenze, die uns Krankheiten auferlegt hatten, und trug zur Ausweitung der Lebenserwartung bei. Endlich setzte eine Rationalisierung, Beschleunigung und Synchronisierung aller Lebensabläufe ein; die Grenzen von Raum und Zeit scheinen sich zu verflüssigen. Schon Freud sprach vom Menschen als »Prothesengott«. All diese expansiven Bewegungen haben Folgen für Natur, Gesellschaft und Kultur, aber auch für die intrapsychischen Anpassungsleistungen des Individuums.

Konventionelle Norm- und Wertvorstellungen wurden aufgelöst. Die Autonomie des Individuums wurde in der westlichen Welt zum höchsten Wert. Das Individuum ist in seiner Lebensgestaltung auf sich selbst zurückgeworfen, weitgehend ohne die Hilfe haltgebender Leitvorstellungen und Normen.

Die psychische und soziale Entwicklung wird zunehmend von der Illusion eines unbegrenzt selbstbestimmten Individuums geprägt. Horst-Eberhard Richter schrieb bereits 1979:

»Die Angst, sich die seit dem Mittelalter nur verdrängte infantile Abhängigkeitsposition einzugestehen, ist fatalerweise momentan immer noch viel größer als die Angst, mit einem objektiv selbstmörderischen Größenwahn unterzugehen. Das ist der Fluch dieses kollektiven Komplexes, des Ohnmacht-Allmacht-Komplexes, den man auch zusammenfassend als Gotteskomplex bezeichnen kann« (Richter, 1979, S. 31).

Vor einer entsprechenden gesellschaftlichen Entwicklung mit unumkehrbaren ökologischen Folgeschäden hat der Club of Rome eine breite Öffent-

lichkeit erstmals 1972 mit seinem Bericht zu den Grenzen des Wachstums gewarnt. Fünf Jahrzehnte hat es gedauert, bis die Grundgedanken dieses Berichtes sich wenigstens ansatzweise in regierungspolitischem Handeln wiederfinden, nachdem die jugendliche Fridays-for-Future-Bewegung auch politische Entscheidungsträger aufgerüttelt hat.

Ohne die Öffnung und Überwindung bestehender Grenzen ist die ökonomische und kulturelle Entwicklung der letzten Jahrzehnte mit Individualisierung und Singularisierung undenkbar. Die Entwicklung einer möglichst unverwechselbaren Individualität ist zur Entwicklungsaufgabe des Einzelnen geworden. Wir haben uns von vielen gesellschaftlichen Zwängen befreit. Wir haben aber gleichzeitig mit Hilfe digitaler Medien Verbindungen geschaffen, die uns jederzeit und überall verfügbar machen.

Freilich hatte der Expansionsdrang des Homo sapiens schon immer auch eine destruktive Seite, die mit fortschreitender Idealisierung seiner offenbar grenzenlosen Möglichkeiten sorgfältig verdrängt, verleugnet werden musste. Es sind nicht nur die »Grenzen des Wachstums« in wirtschaftlicher Hinsicht, die Grenzen der Ausbeutbarkeit des Planeten, des Menschen und der Kulturen, der Artenschwund und der Kollaps der Klimasysteme, die der Menschheit zunehmend die Schattenseiten ihrer grenzüberschreitenden Illusionen vor Augen führen – oder zumindest einem Teil der Menschheit. Es gibt auch Grenzen der Vervielfältigung persönlicher Optionen, Grenzen der Selbstaussbeutung und Selbstoptimierung, Grenzen materieller, sozialer, körperlicher und psychischer Verfügbarkeiten.

In der Postmoderne drängt sich mehr und mehr der Eindruck auf, dass sich die menschliche Spezies mit der ständigen Erweiterung ins »Grenzenlose« hinein selbst die Lebensgrundlagen entzieht. Die Welt entzieht sich der ständigen Ausweitung der Verfügbarkeiten (Rosa), statt vertrauter, wird sie uns fremder, und je mehr wir glauben, durch die Erweiterung unserer Optionen unserem Glück näher zu kommen, desto mehr Opfer fordert dieser Glaube und desto mehr entschlüpft uns das Glück.

Heute stehen wir an einem Punkt, an dem fast keine Grenze mehr als sicher gelten kann.

Was aber parallel zur Illusion grenzenloser Verfügbarkeit schmerzlich und den Narzissmus kränkend zutage tritt, ist die prinzipielle Abhängigkeit des Menschen von anderen Menschen, von deren liebevoller Zuwendung, deren Trost und Hilfe. Krankheit und Leid, Behinderung und körperliche Gebrechlichkeit, psychische Beeinträchtigungen, unvermeidbare

Kränkungen und Ungerechtigkeiten bilden weiterhin einen wesentlichen Teil der *Conditio humana* und sind mit bloßen Wortschöpfungen nicht zu eliminieren.

Und schließlich entziehen sich Beginn und Ende des Lebens der menschlichen Verfügbarkeit. Trotz der Möglichkeiten der Reproduktionsmedizin samt genetischer Manipulation – an der Bedingung, dass zwei Keimzellen an der Weitergabe des Lebens beteiligt sind und dass der Mensch sein Geschlecht chromosomal in jeder seiner Zellen trägt, ist nicht vorbeizukommen. Und auch die grundlegende Hilflosigkeit des Menschen sowohl am Beginn als auch am Ende seines Lebens wird sich nicht »optimieren« lassen. »Der Tod öffnet die Geburt; beim Sterben sind wir so hilflos und nackt wie neugeborene Kinder« (Georg Büchner in *Dantons Tod*).

Der Tod als letzte große Begrenzung ist unveränderbar – selbst wenn man ihn sich zum Verbündeten macht wie im Märchen *Der Gevatter Tod* oder wenn man ihn sich selbst geben will. Auch die Idealisierung des »selbstbestimmten Sterbens« könnte sich letztlich als Illusion herausstellen – eine, die bei allem Respekt vor individuellen Entscheidungen ungeahnte Folgen für das soziale Zusammenleben haben könnte. Droht hier nicht die mitmenschliche Solidarität dem gebrechlichen Leben gegenüber, der Respekt vor dem Prozess des Sterbens verloren zu gehen?

Die Coronapandemie, der russische Überfall auf die Ukraine und die Klimakatastrophe sind die Ereignisse, die die Welt in den letzten Jahren am meisten erschüttert haben. Gemeinsam ist diesen Ereignissen, dass Grenzen unterschiedlicher Qualität zerstört werden und in der Krise ein öffentliches Bewusstsein für ihre Notwendigkeit und ihren Wert entsteht.

Offensichtlich stehen wir vor der Aufgabe, den menschlichen Expansionsdrang in eine realistische Relation zu setzen zu den Grenzen, die wir nur mit den Folgen individuellen und kollektiven Unglücks, von Verlusten, von Orientierungslosigkeit, Sinnentleerung und Selbsterstörung überschreiten können. Dieser Aufgabe widmen sich die Beiträge dieses Buches.

Philosophisch-anthropologische Überlegungen zur modernen Individualität und ihrer Verletzbarkeit leiten den Band ein. Dann steht die psychische Grenze zwischen dem Subjekt und seiner Umwelt im Fokus, die Freud als Kontaktschranke beschrieb. Die Theorie des Narzissmus bietet eine Grundlage zum Verständnis vieler Aspekte unserer Thematik und die theoretische Basis für eine Kulturkritik menschlicher Grenzenlosigkeit und Selbstschöpfung. Eine spezifische Form des männlichen Narzissmus wird dargestellt. Einen Schwerpunkt bilden Arbeiten, die sich mit Gen-

derutopien und der potenziellen Kränkung der biologisch gegebenen Geschlechtlichkeit, ihrer Anerkennung bzw. ihrer Ablehnung beschäftigen. Auch die angestrebte sprachliche Normierung ist Ausdruck dieser Konflikte. Es werden die Identitätsbildung in der Adoleszenz und die Bedeutung der Vergänglichkeit im Generationenverhältnis beleuchtet und es geht um das bittere Anerkennenmüssen einschränkender Behinderung und das Bemühen um Inklusion. Es geht um die Anerkennung der Begrenzung des eigenen Lebens und den Versuch ihrer Überwindung bei sogenannten *end-of-life decisions*. Die Ursachen der Klimakrise sind auch in der Illusion grenzenloser Verfügbarkeit zu verorten.

*Martin Teising und Arne Burchartz
im Februar 2023*

Literatur

Richter, H.-E. (1979). *Der Gotteskomplex*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

In der Grenzenlosigkeit

Anmerkungen zu einer halbierten Anthropologie

Jean-Pierre Wils

»Die Erdverdampfung ist im Gang.«

Sloterdijk (1987, S. 73)

»Als zugleich lebende und denkende Wesen tragen wir in uns ein ständig sich wandelndes Kräfteverhältnis zwischen Variationen, die von unserem Leben herrühren, und Identitäten, die von unserem Denken aufgezwungen werden. Für dieses Kräfteverhältnis gibt es keinen Friedensrichter.«

Garcia (2020, S. 196)

Fragte man nach einer Signatur der Moderne, stieße man alsbald auf den Begriff der *Reichweitenvergrößerung*. Expansion und Akzeleration wären die Kennzeichen dieses Modernitätsprofils. Wir Modernen haben die räumliche Dimension unseres Lebens – vorläufig – bis an die Grenzen des Globus ausgedehnt und sind stolz darauf, überall zu sein oder zumindest sein zu können. Innerhalb von wenigen Generationen haben wir Grenzverlegungen radikalster Art vollzogen. Abstände spielen in unserem Leben eine untergeordnete Rolle. Sie provozieren ihre Überwindung und der technologisch-mediale Komplex liefert das Werkzeug zur Finalisierung dieses Ansinnens. Diese Bewirtschaftung des Raums korrespondiert mit der ebenso radikalen Bewirtschaftung der Zeit. Die Beschleunigung unseres Lebenswandels vollzieht sich in allen Dimensionen: technisch, sozial und individuell (vgl. Rosa, 2005). Ihre formale Quintessenz lautet: In immer kleineren Zeitabständen werden immer mehr Veränderungen realisiert.

Dieser Prozess setzt eine strikte Rationalisierung und Steuerung voraus: Raum- und Zeitgewinne lassen sich nur realisieren, wenn sie Gegenstand von Planungen sind, die sich auf das Makro- und Mesoniveau der Gesellschaft beziehen. Effizienzsteigerungen vertragen keine chaotische Umwelt. Aber auch auf dem Mikroniveau, also auch auf dem Niveau des Individuums, ist eine solche Disziplinierung erforderlich. Die Kolonisierung des

Raums und der Zeit sind Energiefresser, die nicht zuletzt eine effiziente Selbstbewirtschaftung verlangen. Die kann nur gelingen, wenn diese Kraftanstrengung einer Sublimation unterworfen wird, die von den Negativitäten ablenkt, die wie ein Schatten mit dieser Selbstbewirtschaftung einhergehen. Es sind vor allem zwei Kategorien, die diese Ablenkungsfunktion wahrnehmen und den Prozess der Modernisierung mit Blick auf das Individuum charakterisieren – die Begriffe der »Autonomie« und der »Selbstverwirklichung«.

»Autonomie« (oder »Selbstbestimmung«) stellt zweifelsohne eine emanzipatorische Devise dar, die dazu auffordert, sich aus Verhältnissen der Unterdrückung und der Unmündigkeit zu befreien. Eine autonome Person ist sich ihrer Wünsche, Motive, Überlegungen und Gefühle bewusst, hat über sie nachgedacht und hat »ihre Entscheidung aus eigenen Gründen getroffen« (Rössler, 2017, S. 63). Sie hat vor allem opponiert gegen Knechtung und Knebelung. Der Begriff der »Selbstverwirklichung« (vgl. Schlette, 2013) setzt die »Autonomie« gewissermaßen voraus: Wer nicht selbstbestimmt leben kann, ist nicht in der Lage, »Selbstverwirklichung« als ein Ideal anzustreben. Wenn man so will, lassen sich bezogen auf das Individuum zwei Phasen der Modernisierung unterscheiden: Die Phase der Verteidigung der Autonomie als *primäre* Emanzipation aus Verhältnissen der Unterdrückung und die Phase der Selbstverwirklichung als *sekundäre* Emanzipation aus Verhältnissen der Rollen- und Regeldominanz.

Das Autonomie- und das Selbstverwirklichungsideal machen den normativen Kern moderner Individualität aus, aber zugleich hat sich um sie herum ein Hof an flankierenden und *idealisierenden* Begriffen zur Orientierung unserer Lebensstile gebildet. Begriffe wie »Authentizität«, »Kreativität« (vgl. Reckwitz, 2012), »Expressivität«, »Selbstmanagement« und »unternehmerisches Selbst« (vgl. Bröckling, 2007) bevölkern diesen semantischen Schweif. Aus den Gefilden der Positiven Psychologie tönt uns die Botschaft entgegen, wir sollten »im emotionalen Leben einen Gegenstand des Managements und der Kontrolle [...] sehen, der unter Bezug auf ein fortwährend expandierendes Gesundheitsideal reguliert werden muss«, nicht zuletzt weil unsere »emotionale Kompetenz« (Illouz, 2006, S. 97) einen Vorteil in wettbewerblichen Situationen darstellt. Der Soziologe Anthony Giddens hatte bereits vor mehr als 30 Jahren eine beunruhigende Beschreibung des spätmodernen Subjekts vorgelegt: Dieses ist für seine gesamte Lebensplanung verantwortlich, unterwirft sich ständig ihm auferlegten Evaluationstechniken, bastelt unablässig an seinem Lebens-

lauf und Hindernisse sollten als Wachstumschancen begriffen werden (vgl. Giddens, 1991). Dieses Subjekt ist zum Lebensstilexperten in eigenen Angelegenheiten geworden.

Sämtliche der genannten Begriffe enthalten eine attraktive Botschaft: Das gute Leben ist ein solches, das ein Maximum dessen realisiert, was diese Haltungen versprechen. Sie ummanteln die schwere Selbstbewirtschaftung, die tief in der Systemlogik der Moderne, vor allem in dem Variant des flexiblen Kapitalismus beheimatet ist. Sie *euphorisieren* die Anstrengungen und das hohe Maß an Eigenmanipulation, das uns abverlangt wird, und in ihrer Positivsprache sorgen sie dafür, dass wir ihre normbildende Kraft *internalisieren*. Sie enthalten ein hohes Maß an Systemstabilisierung bereit, denn sie suggerieren, dass die eigenen Ideale mit den Imperativen jenes Systems konfirmieren.

Den Entstehungskontexten jenes Ideals ist mittlerweile soziologisch außerordentlich gut nachgegangen worden. Die bahnbrechende Studie von Luc Boltanski und Ève Chiapello mit dem Titel *Der neue Geist des Kapitalismus* hat auf die Allianz zwischen der »Künstlerkritik« der 60er Jahre des letzten Jahrhunderts und der späteren Managementliteratur hingewiesen, in der die vorhin genannten Begriffe eine Kapitalismus-kompatible Auslegung erfahren haben. Dabei spielte der Begriff des *Projekts* eine überragende Rolle: Das Wirtschaftssystem spricht die Neu-Sprache der Projekte und alsbald unterwerfen auch die Einzelnen sich dem Leben in einer »projektbasierten Polis«.

»Aktiv sein, bedeutet, *Projekte* ins Leben zu rufen. [...] Der Unternehmungsgeist zeigt sich in der Vielzahl der *unterschiedlichsten* Projekte, die parallel zueinander in Angriff genommen werden können und die [...] nacheinander entwickelt werden müssen. So gesehen handelt es sich bei dem Projekt um etwas Vorübergehendes. Das Leben wird dabei als eine *Abfolge* von Projekten aufgefasst« (Boltanski & Chiapello, 2003, S. 156; Hervorh. i. O.).

Unsere Selbstverwirklichung spielt sich in Projekten ab, denn diese verlangen keine langfristige Konstanz. Ganz im Gegenteil: Ihre Dynamik und ihre Vorläufigkeit führen das Versprechen mit sich, dass der Einzelne in ihnen zur maximalen Selbstentfaltung, zur Ausreizung seiner Kreativität, zur Demonstration seiner Flexibilität gelangen kann. Das Prinzip dieser Dynamik ist das der ständigen Grenzverlegung oder – besser noch – die *Ignoranz* der Grenzen, denn deren Anerkennung käme einer Sabotage des Systems gleich

und einer unnötigen Limitierung der eigenen Lebensmöglichkeiten. Mit Sven Hillenkamp könnte man die Moderne, die sich hier artikuliert, die Positive Moderne nennen: »Unter Positiver Moderne verstehen wir eine Füllung und Überfüllung, Überdeterminierung, Überstrukturierung und Überflutung. In allem herrscht das Gesetz der Steigerung« (Hillenkamp, 2016, S. 10). Hier wird die Grenze als Aufforderung zu ihrer Überwindung, als überkommenes Vehikel der Minimierung unserer Möglichkeiten, als Zwang, sich dem »Status quo« anzupassen, verstanden.

Inzwischen mehren sich die Signale, dass das Zeitalter der Reichweitenvergrößerung an ein Ende gelangt ist. »Die Negative Moderne, der spätere Zwillings, zweites Gesicht unserer Welt, konfrontiert uns mit ganz Anderem. Wo Fülle war, ist nun Leere – obwohl dies eigentlich eine unpassende, weil *materiale* Metapher ist. Wertlosigkeit, Strukturlosigkeit, Unfähigkeit [...], Bezugslosigkeit« (ebd. S. 11) Etwas weniger dramatisch formuliert, ließe sich von dem bangen Gefühl sprechen, dass uns die Lebensführung in zunehmendem Maße entglitten ist. Der Schnellzug ist zwar nicht entgleist, aber seine Richtung ist uns inzwischen unbekannt. Uns sind die substanziellen Ziele, die als erstrebenswert gelten dürfen, abhandengekommen. Wenn wir auf das Maß an Erschöpfung (vgl. Ehrenberg, 2008) blicken, das sich inzwischen überall manifestiert, ahnen wir das Ausmaß an Verheerungen, das die Hyperdynamik der Lebensprozesse verursacht hat. Wie in einem Hamsterrad strampeln Menschen sich ab, ohne dass sie ihrem Gefühl nach wirklich vorankommen. »Rasende[n] Stillstand« (vgl. Virilio, 1992) hatte bereits vor 30 Jahren Paul Virilio diesen Zustand hell-sichtig genannt.

Vermutlich ist der ältere, aus der Marx'schen Theorie stammende Begriff der *Entfremdung* hier nicht fehl am Platz. Im Gegenteil: Immer mehr Menschen beschleicht die Ahnung, fremdbestimmt zu sein, sich selbst fremd zu werden. Sie fremdeln mit sich und ihrer Umwelt. Harmut Rosa hat in diesem Zusammenhang von einem »Verstummen der Welt« und von der »Taubheit der Beziehung zwischen Selbst und Welt« (Rosa, 2013, S. 147) gesprochen. *Inmitten der Grenzenlosigkeit erfahren die Menschen sich nicht nur als losgelassen aus falschen Bindungen, sondern auch als fallengelassen aus ihnen Halt gebenden Bezügen.* Angesichts des modernitätstypischen Primats der Unruhe (vgl. Konersmann, 2015), das die Flexibilisierung aller Pausen und das Verbot des Verharrens verlangt, wissen wir nicht mehr weiter. Gerade inmitten der Hochzeit der Freiheitsfeier entsteht das unguete Gefühl eines Freiheitsverlustes.